

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 18

Artikel: Eine Wanderung im Nordwest-Winkel des Schwyzerländchens : ein Beitrag zur Heimatkunde der Zürichseeegend [Schluss]
Autor: Richard, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Nachtigall.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Blut;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Theodor Storm.

Eine Wanderung im Nordwest-Winkel des Schwyzerländchens.

Ein Beitrag zur Heimatkunde der Zürichseegegend von Ernst Richard.

(Schluß.)

Wenden wir uns von unserer weitausschauenden Höhe noch einmal jenen friedlichen Scharen zu, die unter Psalmengesang und Gebet Jahrhundertlang über den Ehel nach dem Gnadenort im finstern Walde gezogen kamen. Ihr Weg ist weithin verfolgbar. Aus dem „Schwabenland“ kamen sie, an der jetzt aufgehobenen Benediktinerabtei „Tischingen“ stiegen sie zum „Hörnli“ auf, von der hier gut sichtbaren Höhe ging's nach „Steg“ und durchs Lößtäl hinauf, bis sie endlich nach „Rapperswil“ gelangten. Da früher kein Damm die „Rosenstadt“ mit der weit in den See vorspringenden Landzunge „Hurden“ verband, setzte eine Fähre die Pilger hier über den See, eine zweite, noch ältere gab's bei Uerikon-Stäfa, schon 1261 wird sie in alten Urkunden erwähnt. So kurz die Überfahrt auch war und so wenig tief das Gewässer, ungefährlich war sie nicht allezeit und Johannes Vitoduranus berichtet, daß im September 1345, zur Zeit der „Engelweihe“, 40 Personen dabei ihr nasses Grab gefunden haben. Sie hätten zum Feste gewollt, obschon ein rasender Sturm die Wellen haushoch getürmt. Erst 1358 ließ der österreichische Herzog Rudolf, der die Besitzungen der Grafen von Rapperswil an sich gebracht hatte, beide Ufer durch eine Holzbrücke verbinden, die genau 1425 Meter gemessen haben soll. Ein zu seiner Zeit viel bewundertes Kunstwerk, immerhin nach modernen Begriffen höchst einfach und nicht ungefährlich. Ohne Schutzgeländer waren die Bretter nur lose über die Balken gelegt, und oftmals wirbelte sie der Sturm lustig in die Höhe. Die „armen Pilger“ waren dankbar, nun trockenen Fußes ihren Weg fortsetzen zu können. Mehr als ein halbes Jahrtausend hat die Brücke ihren Dienst getan, 1878

wurde sie durch den festen steinernen Seedamm ersetzt, und nur das kleine Kapellchen gegen Rapperswil hin und einige bei niederm Wasserstand aus dem See ragende Holzpfähle lassen den ehemaligen Lauf der „Altehrwürdigen“ erkennen. Wer über die Brücke wollte, hatte „Brückenzoll“ zu entrichten, nur des Stiftes Knechte und die Leute von Hurden waren frei; hatten die letztern doch ihr altangestammtes Recht, die Pilger zu „fahren“ eingebüßt.

Von Hurden geht die „Pilgerstraße“ über Pfäffikon und steigt dann zur Höhe des Ehelpasses auf. Mit dem interessanten Ausblick nach dem Alptal, in dessen Hintergrund der Mythen sich gewaltig zur Höhe reckt, sind auch wir bald auf der grünen Matte am Südfuß des Hochehel angelangt, wo die kleine Meinradskapelle und das gewaltige Wirtshaus des Passes Höhe bezeichnen. Beides Stiftseigentum. Über dem Eingang des letztern prangt das reiche Wappen der Fürstäbte: Krummstab und Mitra, mit den Raben im Felde. Der steinernen Treppe Stufen sind ausgelaufen, denn schon in einer alten Chronik steht zu lesen: „Neben der Kapelle ist zur Erquickung der Pilger ein wohlbestelltes Gasthaus.“ Mit vielen Gütern, die das Stift hier oben besitzt, wird das Wirtshaus jeweilen auf eine Reihe von Jahren verpachtet. Der es zum ersten Male inne hielt, soweit uns wenigstens die Urkunden berichten, war 1527 ein Andreas Goldtsknopff, und mancher seiner Nachfolger wird hier oben „goldene“ Zeiten verlebt haben, auch wenn er andern Namen trug.

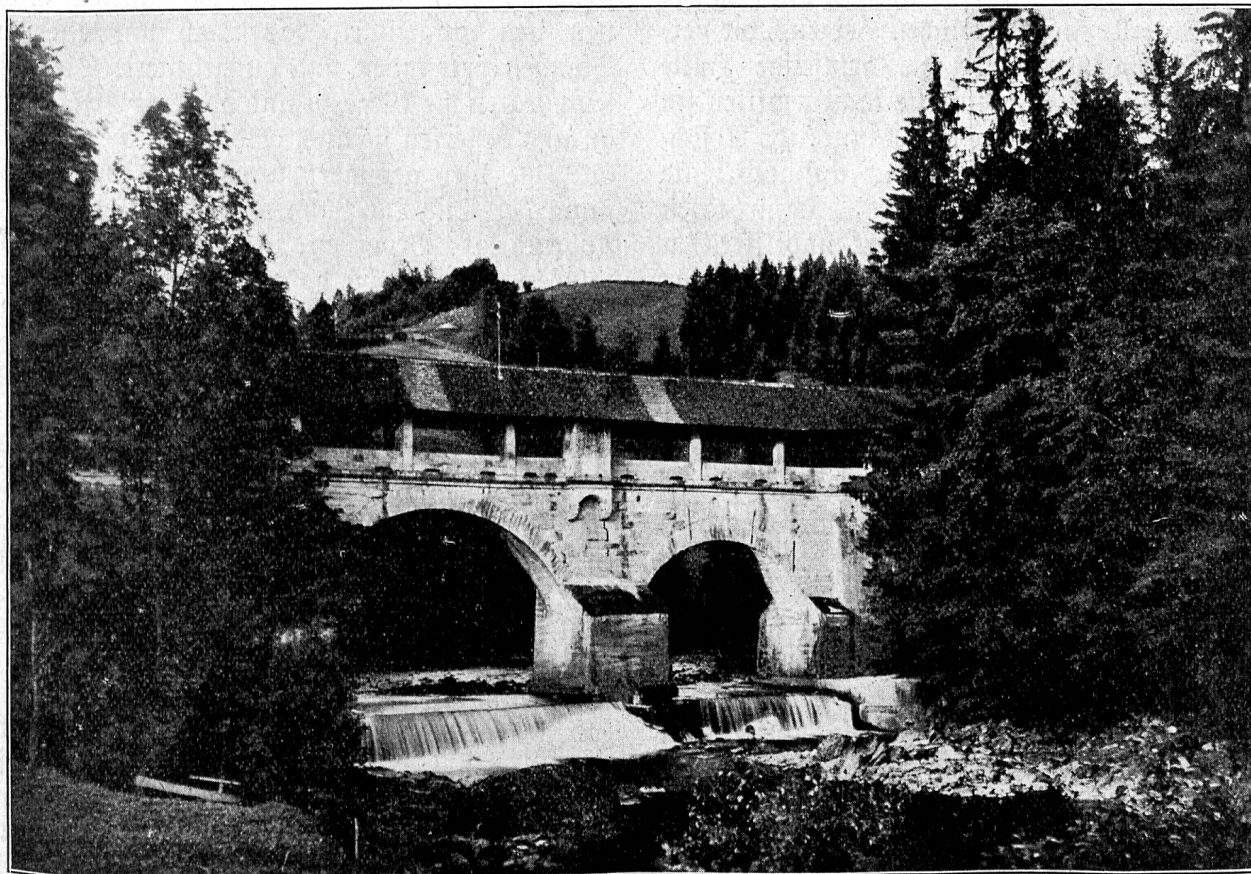
Wenige Schritte bergan haben sie die kleine Meinradskapelle gesetzt, 1196 erbaut und 1698 repariert. Im Innern künden vier Deckengemälde die Taten des, der hier einst als Einsied-

ler gelebt: Der Heilige vor dem Marienaltar; die Versuchung durch den Teufel vor der Einsiedlerhütte; sein Märtyrerod, und die Mörder von den Raben verfolgt, und das letzte Bild: die Krönung des Heiligen mit dem himmlischen Kranz. Aus einer alten „Vita Sancti Meinradi“ aber haben sie darunter gesetzt:

„Sanct Meinrad, der heilige Einsiedler und Märtyrer, hat hier auf dem Ezelberg um das Jahr 829 eine Zelle gebaut und sieben Jahre da Gott dem Herrn gedient mit Messelesen, Beten, Wachen und Fasten. Wie man allenthalben von seinem heiligen Leben hörte, begann ein großer Zulauf von frommen Leuten, die ihn besuchten. Darum er sich weg begab und seine Zelle baute im Finstern Walde.“

Legende oder Geschichte, oder Legende und Geschichte! Soviel weiß ich noch gar wohl, daß die Raben des heiligen Mannes, die seine Mörder dem Arm der strafenden Gerechtigkeit verrieten, auf das kindliche Knabengemüt einen tiefen Eindruck machten, denn zu unsern Zeiten stand die Erzählung noch im Schulerbüchlein. Meginrat schreiben die ältesten Urkunden des Heiligen Namen. Aus alemannischem Geschlecht, den Ahnen des nachmals mächtigen Zollern-Geschlech-

tes, entsproßte er, und frühe schon besuchte der aufgeweckte Junge die weithin berühmte Klosterschule auf der lieblichen Reichenau. Wissenschaft und Bibel waren seine Freude, Priester wollte er werden, ins Kloster trat er ein, ein eifriger Benediktiner, der den Wahlspruch seines Ordens: „ora et labora“ allezeit ehrte. Sein bisheriger Lehrer und Erzieher, ein eigener Blutsverwandter, des Klosters Abt geworden, erkannte die Gaben des jungen Mönches und wollte sie in den Dienst der Jugend stellen. Am einsamen Gelände des Zürcher Obersees besaß in Ober-Vollingen die Reichenauer Abtei eine Schule. Den Absichten des großen Karl gemäß, war sie den Söhnen der umwohnenden Familien zu besserer Ausbildung geweiht. Dorthin wanderte Meinrad und mit Eifer tat er die ihm übertragene Aufgabe. Völlig heidnisch war die Gegend nicht mehr. Columban und Gallus und Friedolin hatten die alten Götzen in den See geworfen. In Eschenbach, Uznach und Wangen gab's Pfarrkirchen mit weithin zerstreuten Sprengeln. Am „Benknerberg“, in „Schänis“ und auf der „Lützelau“ führten Frauen ein frommes Leben. Gotteshausleute der Reichenau, von St. Gallen und Säkingen bebauten das Land. Meinrad tat



Teufelsbrücke beim Paracelsushaus (Einsiedeln).

seinen Dienst an der kleinen Landschule in Ober-Bollingen, aber unwiderstehlich machte sich, wie in vielen andern auch in seiner Seele der Drang nach Einsamkeit geltend, die undurchdringlichen Wälder am Abhange des Egel und tief hinein nach dem Aiptal erfüllten sein Sehnen. Um das Jahr 829 fuhr er mit wenigen Gefellen über den See und baute sich seine erste Hütte auf des Egelpasses Höhe, hier wo die Kapelle steht. Beten, Fasten und Liebe üben war sein Leben. Der Welt war er entflohen, nun aber kam die Welt zu ihm. Hilfe und Rat beehrten sie in solcher Menge, daß der fromme Mann in seiner Andacht gestört wurde. Nach sieben Jahren baute er darum seine Zelle noch tiefer im finstern Wald, am Fuße des Herrenberges, da, wo unter uralten Tannen eine klare Quelle durch das Mies hervorsprudelt. Der Grundstein zur nachmals so berühmten Benediktinerabtei Maria Einsiedeln war gelegt. Zum strengsten Fasten und unablässigen Gebet gefellte sich der Hände Arbeit, die Umgebung wurde urbar gemacht. Zwei Raben, die der fromme Mann den Krallen eines Raubvogels abgejagt, teilten mit ihm seine Einsamkeit. Wieder begann der Zustrom der Rat- und Hilfsbedürftigen und in 25 Jahren verbreitete sich sein Ruf weithin in die Gegend. Doch nicht alle kamen redlichen Herzens, die verborgenen Schätze, welche die armfelige Hütte bergen sollte, lockte sie, und sie kamen mitten im Winter. Der fromme Mann kannte ihr Absichten, doch nahm er sie freundlich auf und teilte das kärgliche Mahl mit ihnen. Dann taten die Unseligen ihr unseliges Werk und streckten den Heiligen nieder. Das war am 21. Januar 861. Die erhoffte Beute blieb aus, das Gewissen erwachte, die Mörder entflohen, doch von den freischwärmenden Raben verfolgt, fielen sie dem rächenden Arme anheim und starben den Feuertod. Des Heiligen Leichnam aber begruben die Mönche der Reichenau in ihrem Kloster. Seitdem stehen im Wappen der Fürstabtei von Einsiedeln die beiden Raben.

Das sind die wichtigsten Züge, wie sie die älteste „Vita sive passio venerabilis heremite Meginrati“ aus der Feder eines unbekanntes Reichenauer Mönches, der sie im 9. Jahrhundert geschrieben, enthält. Längst bekannt und oft erzählt! Doch wenn man an dieser Stätte steht, erinnert man sich ihrer gerne.

An behäbigen Hofgütern des Stiftes vorbei fällt das Sträßchen am Südhang des Egel rasch zur Sihl ab, die grauen Gebäude des Klosters

sinken tiefer hinter dem wachsenden Moordamm, der später einmal den nördlichen Uferstrand des geplanten Sihlsees bilden wird. Auch die beiden Mythen gucken schließlich nur als kleine Spitzen darüber hervor. Aus dem tiefgefressenen Flußbett rauscht die Sihl, am „Sternen“ vorbei, und wir stehen vor der überdachten, in zwei mächtigen Steingewölben den wilden Gefellen überschreitenden „Teufelsbrücke“. Wenn sie und ihre Umgebung auch längst nicht an ihre Namensvetterin in der „Schöllenen“ heranreicht, was wilde Natur Schönheit anbelangt, so ist gleichwohl verständlich, daß eine frühere, leichtgläubige Zeit den Bau über den tiefen Schlund nur dem Mitwirken übermenschlicher Kräfte zuzuschreiben vermochte. Ursprünglich wird wohl ein einfacher Holzsteg hier durchgeführt haben. Als die Pilger sich mehrten und der Verkehr über den „Egelpaß“ wuchs, mußte er durch eine feste Brücke ersetzt werden. Der dies Wagnis unternahm, war der tatkräftige Einsiedler Abt Gero (1101—1122). Vierhundert Jahre lang hat die erste Teufelsbrücke ihren Dienst getan, dann wurde sie von dem Abt, unter dem unser Zwingli als Leutpriester in Einsiedeln wirkte, Konrad von Hohenrechberg 1513—1525 mit großen Kosten umgebaut, ein Pfeiler aus gehauenen Steinen neu aufgeführt, das Dach mit eisernen Stangen verbunden und ausgebeffert. Die Hofleute legten die Wege zu und von der Brücke neu an und besserten sie aus. Wer zählt die Scharen alle, die hier gepilgert kamen, bis die Eröffnung der Süd-Ost-Bahn dieser Verkehrsstraße Abbruch tat? Bevor wir ins Dunkel der Brücke tauchen und über die hohe Steinbrüstung in die schäumende Schlucht schauen, zieht unmittelbar rechts davor ein schindelbeschlagenes Häuschen in urchigem Schwyzerstil durch eine Inschrift die Aufmerksamkeit auf sich:

„Geburtsstätte des Arztes und Naturforschers Theophrast Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus 1493—1541.“

Nicht nur Brücken und Häuser, auch das Urteil, das eine spätere Zeit über ihre Vorfahren fällt, ist dem Wandel unterworfen. In der „Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft“, die der weithin bekannte Johann Conrad Fäsi, der Pfarrer von Uetikon am Zürichsee, im Jahre 1766 im Druck ausgehen ließ, lesen wir: „Nächst bei dieser Teufelsbrücke, an der nördlichen Seite der Sihl, zeigt man dem Reisenden ein altes, unbewohntes Haus. Dasselbe soll der Geburtsort des im 16. Jahrhundert



Einsiedeln mit Glärnisch und Fluhbrig.

Phot.: Wehrli-Berlag, Kilchberg.

berüchtigten (!) Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus gewesen sein. Sein Name war ebenso schwulstig (!), als seine Handlungen und vorgegebenen Erfindungen in der Chymie und Medizin. In dem Kloster weist man einen silbernen Kelch, der nach dortiger Sage von ganz besonderer Composition sein soll, durch welchen dieser berühmte Windmacher (!) sich bei dem Kloster von seiner Leibeigenschaft freigekauft hat. Der abergläubige gemeine Mann in dieser Gegend weiß noch viele gräßliche Geschichten von den vorgegebenen Zauberkünsten des Theophrast Paracelsus, besonders aber von den in dem Keller seines Hauses verbannten Geistern zu fabulieren.“

So schrieb der gelehrte, vielbelesene Pfarrer von Metikon im Jahre 1766. Ich erkundigte mich an Ort und Stelle nach den „gräßlichen Zaubergeschichten und den in den Keller seines Hauses verbannten Geistern“, man konnte mir von keinen berichten; auch im Kloster wußte man nichts von dem silbernen Kelch von ganz besonderer Composition, und das unbewohnte Haus ist zur einladenden Stätte friedliebender

Menschen geworden, die sich ihren schönen Wohnsitz durch Geisterspuk nicht entleiden lassen. Was mir aber noch wichtiger zu sein scheint, dem „berüchtigten, schwulstigen Windmacher“ ist von der aufgeklärteren Nachwelt mehr Gerechtigkeit widerfahren und darum mögen einige Zeilen über diesen ganz hervorragenden Vertreter der Wissenschaft seiner Zeit unsere an mancherlei Interessantem reiche Wanderung in der Nordwest-Ecke des Schwyzerländchens beschließen.

Theophrastus, Bombastus Paracelsus von Hohenheim! ein eigenartiger, geheimnisvoller Name, wie der Mann, der ihn getragen. In Württemberg, acht Kilometer von Stuttgart entfernt, lebten die Bombaste, denn das ist sein Familienname, als Lehensleute derer von Hohenheim. Der Vater unseres Theophrast hatte eine Eigenfrau des Einsiedler Stiftes, aus dem Geschlechte der Döschner geheiratet und kam als akademisch gebildeter Arzt durch diese in die Gegend, denn 1491 ließ er sich im Hause seiner Braut an der Sihlbrücke nieder, an dem seit langer Zeit der immer mächtiger anschwellende Pilgerstrom vorbeiflutete und dem jungen Arzte

die Klienten ins Haus führte; das nahe Einsiedeln, die Höfe der March und Pfäffikon boten überdies mancherlei Betätigung. Noch zeigt ein altes Einsiedlerbild aus dem Jahre 1577 das stattliche Bauernhaus unmittelbar vor der Brücke, mit einer die ganze Länge des Holzgebäudes zierenden, von drei Personen belebten Laube. Auf den Dachfirst aber ist ein Rad gesteckt und dies eigenartige Emblem besagt, daß dies Haus eine „Rädlewirtschaft“, das heißt eine solche sei, in der nur zeitweilig Wein ausgeschenkt werden durfte und zwar nur dann, wenn wie bei starkem Pilgerverkehr das „Rädle“ ausgesteckt wurde. Hier nun wurde Philippus, Theophrastus als einziges Kind seiner Eltern geboren und hier verlebte er die ersten neun Jahre seines Lebens, bis der Vater 1502 Einsiedeln verließ und sich in Villach in Kärnten niederließ, wo er bis zu seinem Lebensende, das heißt 32 Jahre lang den Beruf eines Arztes ausübte. Auch der aufgeweckte, wissensdurstige Knabe wollte Arzt werden, und sein Vater ward sein erster Lehrmeister, dann aber zog er, den seiner Lebtagelang ein unwiderstehlicher Wandertrieb beseelte, auf deutsche, italienische und französische Universitäten. Und er hatte ein Recht, später seinen Kollegen vom Fach zuzurufen: „Wie kein Birnbrater hinter dem Ofen ein guter Cosmographus oder ein guter Geographus werden kann, so auch der Arzt nicht, er muß wandern. Denn auch die Krankheiten wandern hin und her, so weit die Welt ist, und bleiben nicht an einem Orte. Will einer viele Krankheiten erkennen, so wandert er auch; wandert er weit, so erfährt er viel und lernt viel kennen. Und kommt dann ein solcher fremder Gast in sein Vaterland, so kennt er ihn. Wo er ihn aber nicht kennen würde, wäre ihm das spöttisch und eine große Schand. Sollte mir dann das im Urge aufgenommen werden, was ich wegen des gemeinen Nutzens tue, so müßte ich mich darüber beschweren. Es verargen es aber nur die Polsterdrucker, die ohne Schlitten, Karren und Wagen vor kein Tor hinausgehen. Diese sind eben nicht Perambulanti: darum hassen sie das, was sie nicht sind. Gibt Wandern aber nicht mehr Verstand, dann hinter dem Ofen sitzen? Ein Arzt soll kein Rüdeldrucker sein, er soll sich auch weiter merken lassen.“

Die Ausbeute war leider gering, und in den Lehrjahren schon befestigte sich ihm die Ansicht, daß der damalige Universitätsbetrieb mit seiner trockenen Bücherweisheit keine tüchtigen

Ärzte heranzubilden vermöge. So ging er seine eigenen Wege, eigene Beobachtung und Erfahrung zog er zu Rate, die Natur war seine Lehrmeisterin, darum trieb's ihn die Welt zu sehen: „In allen den Enden und Orten habe ich fleißig und emsig nachgefragt, Erfahrung gehabt gewisser und erfahrener wahrhafter Künste der Arznei: nicht allein bei den Doktoren, sondern auch bei den Scherern, Badern, gelehrten Ärzten, Weibern, Schwarzkünstlern, so sich des pflegen, bei den Alchimisten, bei den Klöstern, bei Edlen und Uedlen, bei den Gescheiten und Einfältigen.“ Auch in Schlachten und Gefechten erhoffte er reiche Ausbeute in der Wundarznei und so machte er die venetianischen, niederländischen und dänischen Feldzüge mit. Wir staunen billig, wenn wir die Länder alle hören, dahin er gekommen. Von den hohen Schulen weg sei er weiter gewandert, „gen Granada, gen Lissabon, durch Hispanien, durch England, durch die Mark, durch Preußen, durch Litauen, durch Polen, Ungarn, Wallachei, Siebenbürgen, Krabaten, Windisch-Mark und auch sonst durch andere Länder, die aufzuzählen nicht notwendig sei.“ Und an einer andern Stelle berichtet er, daß er „seine Erfahrenheit mit großem Fleiß überkommen habe aus Litau, Holland, Ungern, Dalmatien, Kroatien, Rodiß, Italien, Frankreich, Hispanien, Portugal, Engelland, Dänemark und allen deutschen Landen.“ Während er so mit offenen Augen überall zu lernen suchte, verwendete er das Gelernte praktisch und legte die neu gewonnenen Erkenntnisse in zahllosen Schriften nieder. Schon begann man da und dort auf den berühmten Wundarzt und Chirurgen aufmerksam zu werden. Da wollte es sein Glück, daß er den damals in ganz Europa hochgeachteten „König der Buchdrucker“, Froben in Basel von einer schweren Krankheit heilte. Die lukrative Doppelstellung des Stadtarztes und Professors an der Universität war die Folge für den übergelücklichen Theophrast. Der Neider waren viele, sie wurden zu Hassern und Todfeinden, als der „Lutherus Medicorum“ mit heißem Spott die alte Zunft der Ärzte übergoß, grob, unflätig und derb, wie Sprache und Sitte jener Zeit waren. Hören wir ein Mütterchen: Bald schildert er mit sichtlichem Wohlbehagen die Ärzte, „wie sie wohlgekleidet im seidenen, mit Knöpfen reich besäten Talar und im blutroten Fugel einherstolzieren,“ „wie sie das Haupt fein gestreift haben und darauf ein rotjammitnes Barretlin tragen,“ das sie von den Hochschulen mit-

bringen und dazu „einen vierecketen Narren.“ Dann verlacht er wieder ihre goldenen Halsketten und ihre Fingerringe mit Smaragden, Saphiren oder zum wenigsten etwas Glasischem darin, ihre Franzen, Spitzen, Bulleten und allerlei anderes Spengelwerk; endlich läßt er seinem Spott freien Lauf und spricht von Mottwürmern, welche in den roten Kapuzen der gehörnten Bacchanten nisten, von den Narrenkappen auf ihren mit Hagdorn gekrönten Köpfen, nennt allen ihren umgehängten Schmuck Narren- und Bescheißerzeichen und bezeichnet sie selbst als die größten Lügner und Betrüger und als kontrasteite Olgöken, an denen alles von Raubsilber und Raubgold glitzere.

Wollen wir uns wundern, wenn solche Sprache die Gegner zu Todfeinden machte. Eine Schmähschrift, das berühmte Pamphlet, erschien. In der Frühe eines Sonntags stand es an dem Portal der Hauptkirchen der Stadt und an der neuen Bursi zu lesen, der Stadtarzt und Professor war darin lächerlich gemacht, vor jedermann bloßgestellt. Er rächte sich damit, daß er in einer Entgegnung noch schonungsloser über seine Widersacher herfiel. „Talarische und ringlerische Doktores“, nannte er sie, „als auswendig in den Kleidern gemalte Ärzte und inwendig schelmische Juden, als Plererärzte und Gleißner“ schalt er sie, oder er heißt sie „Narren und Esel, Büffel und Clamanten, Läusejäger, Läuse-trinker und Läusesträhler, Guckgeuch, Küchengeuch und talarische Gaukler, Kraker, Schelmen, Buben und Bescheißer, laufige Bader und Scherer; um endlich das Maß voll zu machen, schreibt er: „wie übel wird es euch auf den Buckel drucken, wenn ihr Ohren sechs Ellen lang tragen werdet, denn Johannes in Epocalypsi hat seltsamer und ungeschaffner Tier nie gesehen, denn ihr seid.“

Die Leidenschaft war mit dem Verstande davongegangen, der Becher des Unwillens zum Überfließen voll, Rat und Kollegen auf's höchste aufgebracht. Theophrast mußte aus Basel fliehen, mit wehem Herzen, und seitdem begann wieder sein unstätes Wanderleben, das er bis an sein Lebensende führte. Wir können ihm dahin nicht folgen.

Das Leben dieses Mannes ist aber darum so interessant, weil es uns zeigt, wie das 16. Jahrhundert nicht nur die Reformation auf religiösem Gebiete hatte, wie auch in den andern Wissenschaften, in der Medizin und Chemie vorab, der Durchbruch des Neuen, die Los-sagung von der bisherigen Weise ebenfalls nur unter den größten Kämpfen, Entbehrungen und Verfolgungen möglich geworden ist. Daß Paracelsus diesen Kampf auf seinem Gebiete kämpfte, daß er die ärztliche Kunst aus dem Banne der Bücherweisheit der Alten befreite und auf Erfahrung und Beobachtung der Natur gründete, das ist sein unsterbliches Verdienst, damit hat er Medizin und Chemie in neue Bahnen gebracht.

Mitte des immerwährenden Kampfes, von den Entbehrungen des steten Wanderlebens aufgerieben, starb er am 23. September 1541 in Salzburg und ward dort auch begraben. In seinem Testamente aber verlangte er, daß sein Absterben mitsamt seiner letztwilligen Verfügung nach Einsiedeln, dem Lande seiner Geburt, seinen „nächst gesipten“ Freunden gemeldet werde. Es waren 10 Gulden, so „Herr Doktor Theophrastus den nächsten Blutsfreunden vermachte,“ dann weitere 16 Gulden, die er in die Heimat für fromme Zwecke vergabte und endlich jenen silbernen Kelch, von dem wir oben gesprochen, wodurch das Hoheitsrecht des Fürst- abtes über Theophrast — seine Mutter war eine Gotteshausfrau des Stiftes gewesen — losgekauft werden mußte. So weist Sterben und Testament des großen Mannes, der die Welt gesehen, nach dem stillen Einsiedeln zurück, dem er seine Liebe bewahrt, wo an der Teufelsbrücke sein Geburtshaus gestanden, das man, mit dem Bilde des berühmten Arztes geziert, dem über den Ehel kommenden Fremden gerne wies. 1814 war es baufällig geworden und mußte abgebrochen werden, ein neues wurde an gleicher Stelle erbaut, der „Gräberhof“, heute das Gasthaus zur „Krone“, ein freundlich, sauberes, schindelbeschlagenes Schwyzterhaus, nur die Lauben und Klebdächer daran sind verschwunden.

Jungwald.

Wo sonst die ernsten Hochwaldstannen
Die Rätsel Zeit und Ewigkeit
In stummen Feiern übersannen,
Wächst junges Volk im Waldgebreit,

Und wenn der Weih vom Himmel ruft,
So träumt der Tann im Sonnenduft.
Was sinnt und hofft der junge Schlag?
Er sehnt sich still nach Hochwaldstag.